



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Was tuts?

O laß mich die trunkenen Blicke erheben  
Zur Sonne hinan: was tuts?  
Zu schauen ward mir das Auge gegeben —  
Und stirbt es daran: was tuts?

O laß mich am ewgen Gewebe weben,  
Als wie ein Mann: was tuts?  
Zu wirken ward mir der Arm gegeben —  
Und stirbt er daran: was tuts?

O laß mich jauchzen und klagen und bebem  
In Frauenbann: was tuts?  
Zu lieben ward mir das Herz gegeben —  
Und stirbt es daran: was tuts?

O laß mich wie ein Lebendiger leben, | Zu leben ward mir das Leben gegeben —  
So stark ich kann: was tuts? | Und stirbt es daran: was tuts?

Die Radlerin.

Roman von Heinrich Lee.  
[Fortsetzung.] [Nachdr. verb.]

Rudolf kam beim Radfahren zu keinem rechten Nachdenken und nur der Augenblick, der seine Glieder beschäftigte und die Landschaft vor ihm entfaltete, beanspruchte sein Recht. Vergab er sich aber auf seine Spaziergänge, so wurde ihm das Herz schwerer und schwerer, so schwer, daß er auf seinem Wege, als könnte er es nicht weiter tragen, stehen blieb. Dann sah er hinab ins Tal und je froher sich die Frühlingspracht zu seinen Füßen breitete, desto nachdrücklicher gemahnte sie ihn an ein Wesen, das diesem jungen Frühling so sehr glich. Manchmal dachte er daran, ob er nicht ein Tor gewesen sei, daß er geflohen. Er dachte an frühere Verhältnisse zurück, in denen er zu dem anderen Geschlecht gestanden hatte und daß ihm, wenn es sich um eine Eroberung handelte, nie der Mut dazu gefehlt. Nun erlahmte



Mutter und Kind. Nach dem Gemälde von Sophie Koner.  
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

dieser Mut vor einem Mädchen, das nichts an sich hatte, was einem anderen Manne Furcht und Bedenken zu erregen fähig war. Rudolf fühlte, daß er in den Jahren, wo sein Herz geschwiegen hatte, ein anderer geworden war. In seinen Adern rann nicht mehr das Blut von einst. Der Aufschwung, den sein Inneres genommen hatte, war so nichts anderes, als eine narrotische Erregung, die von dem neuen Fahrzeuge ausging, auf dem er jetzt — ruhelos wie je — das Land durcheilen wollte, und die schon jetzt der Abspannung wich. Er fühlte, daß ihm das einsame Herumspazieren nicht gut tat. Er wollte wieder auf sein Rad und mochte es auch nichts anderes als ein Narrotikum sein. Zwei Tage hatte es in der Kammer des Hotels geruht. Am Morgen des dritten stellte Rudolf seine Rechnung; dann setzte er sich wieder auf. Nach seiner Karte konnte er in einigen Tagen in Thüringen sein. Dort wollte er hin und dann weiter. —

Das Leben im Neubrink'schen Hause nahm seinen gewohnten Lauf, nur daß Metas neuer Sport eine gewisse Veränderung herbeibrachte. Er beschäftigte sie so sehr, daß sie sogar ihre Fechtstunden darüber vernachlässigte, die ihr bisher sehr wichtig gewesen waren.

Scherzweise hatte sie früher einmal darüber geäußert: gleichwie ein Klaviervirtuose es sofort an sich gewahr wird, wenn er einmal seine gewohnten Uebungen aussetzt, so spüre sie es an sich, an einer gewissen Schwerfälligkeit des Körpers, wenn sie ihre Fechtstunden schwänze.

Beim Radfahren, setzte sie damals, den geliebten edlen Sport verteidigend, hinzu, würden die Arme und der Oberkörper nicht beschäftigt und deshalb gäbe es auch korpulente Damen dabei, während das Floret eine sichere Waffe auch gegen Fettsäcke und für englische Tailen der zuverlässigste Verteidiger sei.

Meta sprach nicht mehr von ihrer alten Passion, sie sprach nur noch von ihren neuen Studien, sie sprach davon zu ihren Bekannten, sie sprach davon zu ihrem Mame und stellte sich irgendwo heraus, daß jemand von den Anwesenden gleichfalls Radfahrer war, so nahm Meta eine Miene und ein Wesen an, als begegne sie nun endlich einem menschlichen Geschöpf, das ihrem Sinnen, Denken und Trachten ein Verständnis entgegen brächte.

In einer Art von Aufregung fuhr sie an jedem Morgen nach der Bahn und wenn sie zurückkam, so schien es in ihr explodieren zu wollen, bis sich ein Mensch fand — es war gewöhnlich in Ermangelung geeigneterer Objekte Neubrink selbst — den sie mit ihren neuesten Fortschritten bekannt machen konnte.

Alle anderen Dinge schienen für sie in den Hintergrund getreten, wenn nicht überhaupt jede Bedeutung verloren zu haben.

Lena begleitete ihre Schwester gewöhnlich. Aber die Anteilnahme, die sie an ihren Fortschritten nahm, schien nur ziemlich oberflächlich zu sein, gerade als meinte sie: „Ich habe doch auch gelernt, aber ich begreife nicht, wie man so viel Wichtigkeit daraus machen kann.“

Sonst war Lena ganz wie früher. Wenigstens hatte Neubrink nicht mehr die Beobachtung gemacht, daß sie blaß und leidend aussah, und auch Meta, die, wenigstens in den ersten Tagen nach Rudolfs Abreise, ein Auge auf sie hatte, fand nichts Auffallendes mehr an ihr.

Es war also ganz klar, daß die kleine Wirkung, die Rudolfs plötzliche Entfernung — wenn Meta sich auch hier nicht etwa nur getäuscht hatte — schnell vorübergegangen war.

Lena war munter und freundlich wie bisher, nur sah es zuweilen aus, als wären ihre Augen größer und als wäre sie in den wenigen Tagen sichtbar älter geworden. In solchen Augenblicken war in ihrem Gesicht etwas neues, das aber weder Neubrink noch Meta bemerkten und das auch wieder verschwand, als wäre es nicht gewesen.

Nur noch ein einziges Mal hatte Lenas Wesen einen Ausdruck angenommen, der Meta und Neubrink in gleicher Weise befremdete. Das war am Morgen nach dem bei Metas Freundin stattgehabten kleinen familiären Diner.

Alle drei saßen in der Loggia beim Frühstückstisch. Lena und Neubrink tranken Kaffee, Meta, wie immer, Milch, die sie mit einem Gläschen Cognac vermischte. Sie war der Meinung, daß sie zum Teil dem regelmäßigen Milchgenusse ihren schönen Teint verdanke.

„Nun, wie hat Dir gestern Herr Thilenius gefallen?“ fragte Meta.

Noch vor wenigen Tagen, als sie an ihre Schwester die gleiche Frage richtete, hatte Lena unbefangen und aufrichtig darauf geantwortet.

Jetzt sagte Lena ruhig und in einem kalten Ton: „Ich weiß nicht, wie Du das meinst.“

„Wie soll ich denn das meinen? Wie er Dir eben zugesagt hat?“

„Er hat Lena vielleicht gar nicht zugesagt,“ warf Neubrink, aus seiner Zeitung aufblickend, scherzend ein.

Neubrink war guter Laune. Er hatte an diesem Tage Lombarden gekauft und waren die Abendkurse aus Paris günstig; er hatte beständiges Glück.

„Herr Thilenius ist ein sehr lebenswürdiger und netter Mann,“ erwiderte Meta, „das wird Lena auch gewiß nicht leugnen.“

„Doch,“ sagte Lena in einem ungewohnt bestimmten und energischen Tone.

„Gast Du etwas gegen Herrn Thilenius?“ fragte Meta verwundert.

„Was soll ich denn gegen ihn haben? Er ist mir bloß nicht angenehm. — Ich bin überhaupt nicht so gern in Gesellschaft von Herren, wie Du Dir vielleicht vorstellst.“

Lena sprach diese Worte fast mit Heftigkeit, als hätte sie heimlich einen Vorwurf gegen Meta auf dem Herzen gehabt, dem sie nun Luft machte.

„Ist Dir etwas geschähen?“ fragte Meta mit neuem Erstaunen.

„Nein,“ sagte Lena hastig — und sanfter, wieder in ihrer früheren Art, fuhr sie fort: „Ich bin eben am liebsten bei Euch, ich bin

am liebsten zu Hause.“ — Neubrink hatte über seine Zeitung einen forschenden stillen Blick auf sie geworfen, in dem sich seine starke schwägerliche Liebe ausdrückte. — „Lena hat gewiß ihren guten Grund,“ bemerkte er, „wir wollen sie doch nicht quälen.“

Lena kam aus einem eng begrenzten Kreise, am Ende fand sie an den kalten gesellschaftlichen Zerstreuungen wirklich keinen Gefallen. Es wurde auch nicht weiter über das Thema gesprochen und Meta war jetzt viel zu sehr mit ihrer eigenen Person beschäftigt, als daß sie noch einmal darauf zurückgekommen wäre.

Der Tag, an welchem Metas Kostüm fertig sein sollte, war gekommen. Sie wartete mit großer Ungeduld darauf.

Herr Stengler gehörte zu den pünktlichen Leuten und verdankte diesem unter den Berliner Damenschneidern übrigens nicht seltenen Vorzuge seine große Beliebtheit.

Es war auch einer der Gründe, weshalb Meta nicht bei den Modistinnen arbeiten ließ: weil diese ihrer Schwäche, die Kundinnen im letzten Augenblick sitzen zu lassen, niemals Herr werden konnten.

Noch gelegentlich am Tage vorher hatte Meta zu ihrem Manne geäußert: „Morgen kommt mein Kostüm.“

In der letzten kurzen Zeit hatte sich, ohne daß ein merklicher Anlaß dazu vorlag, ihr Verhalten zu einander unbefangener, fast freundlicher gestaltet. Von dem Abend an, als Meta das kurze Dankeswort zu ihm gesprochen hatte. Es war, als ob von der hindrömenden Flut ihrer Begeisterung für das neue Spielzeug auch allerlei kleine Hindernisse, die im Wege lagen, mit hinfortgeschwemmt würden.

Es war ganz klar, daß Meta, wenn sie zu ihrem Manne manchmal jetzt sogar beinah ein vertrauliches Wort fand, von keiner eigentlichen Absicht geleitet wurde.

Es machte sich alles von selbst und hätte Meta die Fähigkeit unbefangen zu beobachten, gehabt, so hätte sie auch wohl gemerkt, daß in Blick und Stimme ihres Mannes etwas warmes war, was auf sie zuslog wie ein Schmetterling; es wagte noch nicht, sie zu berühren, es flatterte erst um sie herum, aber mit dem Bestreben, ihr immer näher und näher zu kommen.

„Wer macht es denn?“ hatte Neubrink auf ihre Bemerkung gefragt. Diese Frage war, nachdem vor seinen Ohren eingehend und mehrfach bereits alle Einzelheiten des Kostüms erörtert worden waren, nur völlig natürlich.

„Stengler,“ erwiderte ihm Meta.

Auch in der Lehrbahn saß Meta jetzt auf ihrem Sattel so sicher und sie handhabte die Lenkstange mit einer solchen Grazie und Unfehlbarkeit, daß in der Tat nur noch die Zuverlässigkeit Herrn Stenglers nötig war, um es ihr zu ermöglichen, an dem schulischsten erwarteten Tage sich, natürlich in Gesellschaft Lenas, außerhalb des Bretterzaunes auf der Straße zu produzieren, vor allem aber auf den von Sportgenossen und -Genossinnen belebten Wegen von Halensee.

„Herr Stengler,“ meldete Anna, mit einem erfreuten Lächeln in das Zimmer tretend.

Es war noch Vormittag, Meta war im Salon allein, Lena auf ihrem Zimmer, wo sie nach Frankfurt einen Brief schrieb. Meta hatte am Klavier geessen und aus Langeweile ein Menuett von Schubert angefangen.

„Ich lasse bitten.“

Eine derartige Aufmerksamkeit, ja Feinfühligkeit sah Herrn Stengler ähnlich. Andere Damenschneider schicken den Hausdiener, der den Karton zu tragen hat, voraus, weil sie es nicht mit ihrer Würde vereinbar finden, an der Seite ihres Hausdieners sich auf der Straße zu zeigen, und folgen deshalb erst nach geraumer Zeit ihm nach.

Nicht so Herr Stengler. Ahnte er, daß es sich um Dinge von ganz besonderer Dringlichkeit handelte, so gab er seine Würde preis und erschien, um keine Zeit zu verlieren, mit seinem Hausdiener sozusagen in den Schranken Arm in Arm.

Herr Stengler trat ein. Er war ein älterer Herr, der einen sehr eleganten Anzug trug, hatte graues, emporstehendes Haar und eine Brille.

Sein Benehmen war sehr ernst, wie es zu einem derartigen Berufe, in dem die kleinsten Kleinigkeiten Ursachen der empfindlichsten Tragödien sind — ein falscher Zentimeter z. B. erschöpfender Grund zu Weinkrämpfen — nun einmal gehört.

Es lag etwas in Herrn Stenglers Gesicht, das unabweisbar dem Kundigen berriet, daß er nur ein Damenschneider und sonst absolut nichts anderes sein konnte.

„Guten Tag, Herr Stengler,“ rief Meta ihm mit warmer Dankbarkeit entgegen. — Der Hausdiener folgte hinterher.

Nachdem Herr Stengler seine Verbeugung ausgeführt hatte, öffnete er den Karton, den der Hausdiener auf ein „bitte, hierher“ von Metas Seite auf den Tisch gestellt hatte, und entnahm ihm erst die Taille, dann den Rock.

Anna meinte bereits mit sachlich interessiertem Blick im Hintergrunde. Hastig griff Meta zuerst nach der Taille. Eine große

Freude lagerte auf ihrem Gesicht. „Der Stoff sieht doch wunderbar schön aus,“ sagte sie.

In der Tat, der Stoff sah jetzt noch schöner aus als im Stück. Ein heimlicher Alp hatte in diesen acht Tagen auf Metas Brust gelegen. Es gab nämlich auch Stoffe, die sich im Kostüm auch schlechter machten als im Stück. Dann griff sie nach dem Rock. Auf diesem Gegenstande weilten ihre Augen flüchtiger.

„Kommen Sie,“ sagte sie hastig zu dem Mädchen; Anna nahm das Kostüm über den Arm und folgte ihrer Herrin nach dem Ankleidezimmer.

Herr Stengler blieb im Salon allein. Der Hausdiener hatte sich bereits, seiner Bestimmung bewußt, in das Entree zurückgezogen.

Herrn Stenglers Augen waren auf die Tür gerichtet, durch welche Meta verschwunden war. Seine Stirn legte sich in Falten und ein vergrämter Zug trat auf sein Gesicht. Seine Augen bohrten sich durch die Tür und deutlich sah er den Vorgang vor sich abspielen, wie seine Kundin sowohl die Taille als auch den Rock anlegte.

Unter der Kundschaft des Herrn Stengler gab es Damen, die ein Kostüm mochte noch so tadellos allen Regeln der Kunst an-

„Ich habe ihn absichtlich etwas weiter gemacht,“ erwiderte Herr Stengler schlagfertig, „die Damen wünschen das bei Radkostümen immer. Es ist in der Wärme bequemer.“

„Sie haben auch recht,“ nickte Meta mit großer Befriedigung.

Herr Stengler tat einen so tiefen hörbaren Atemzug, daß selbst Meta, die für das Seelenleben eines Damenschneiders sonst wenig Aufmerksamkeit hatte, einen Augenblick lang mit einer allerdings schnell vorübergehenden Verwunderung ihn ansah.

„Wo ist denn aber der Gürtel?“ fragte sie.

Der Gürtel fehlte noch. In Rücksicht auf die anderen Pantalons hatte Meta auf den projektierten und vorher bereits mehrfach diskutierten Ledergürtel verzichtet und bei Herrn Stengler einen Stoffgürtel von demselben Samt wie die Pantalons bestellt.

Ein geheimnisvolles leichtes Lächeln huschte über Herrn Stenglers bisher so gemessene Züge.

Noch immer stand der Karton auf dem Tische, sein Boden war mit einem Stück Seidenpapier bedeckt. Dieses Stück Papier hob Herr Stengler jetzt in die Höhe. Der Gürtel kam darunter zum Vorschein und Herr Stengler überreichte ihn Meta.

Auf dem dunkelgrünen Samt funkelte und glitzerte etwas. Meta stieß einen kleinen Schrei aus. Das Uebernde war eine

Schnalle von Brillanten und Saphiren.

„Was ist denn das?“ fragte Meta endlich konsterniert. —

„Eine Ueber- raschung für die gnädige Frau von dem Herrn Gemahl,“ lächelte Herr Stengler verbindlich.

„Von meinem Mann!“

Jetzt erst gab sich Meta ihrer Freude hin. Mit beiden Händen umfaßte sie das Schmuckstück und trat so ans Fenster. Lange ruhten ihre Blicke

darauf und es blieb unentschieden, wem die warme

Järtlichkeit galt, die dabei aus ihren Augen strahlte — den edlen Steinen oder dem Gedanken an ihren Mann.

„Ich empfehle mich, gnädige Frau,“ sagte Herr Stengler discret, den Karton schon unter dem Arm.

„Adieu, Herr Stengler,“ erwiderte Meta herzlich. So groß war ihre Herzlichkeit, daß sie diesem Manne zum Abschied sogar die Hand reichte.

Herr Stengler entfernte sich geräuschlos.

„Lena,“ rief Meta in das Zimmer ihrer Schwester hinein.

Lena saß noch immer am Tische und schrieb.

„Sieh mich einmal an,“ sagte Meta.

„Hübsch,“ erwiderte Lena lakonisch.

„Siehst Du denn den Gürtel nicht?“ Meta geriet in einige Bewegung.

„Siegfried hat mir schon davon gesagt,“ erwiderte Lena mit demselben Gleichmut.

Das einzige, was Meta in diesem Augenblick an ihrer Schwester bemerkte, war, daß sie eigentlich recht unschwesterlich war und daß so nicht eine Schwester sprach, die ein liebevolles Herz besaß.

„Was schreibst Du denn?“ fragte sie.

„Du mußt es mir nicht übel nehmen,“ erwiderte Lena zögernd „Nun, was denn?“ (Schluß folgt.)



Die neue Elisabeth-Brücke in Budapest.

wachsen sein — dennoch immer etwas daran fanden, womit sie nicht zufrieden waren.

In der internen geschäftlichen Umgebung des Herrn Stengler wurden solche Damen mit dem Namen „Knallbisse“ bezeichnet, das „ff“ in diesem Namen möglichst weich gesprochen.

Es muß gesagt sein, daß auch Meta zu dieser Damengattung von allen Angestellten des Herrn Stengler gerechnet wurde und sorgenvoll sah Herr Stengler deshalb auf die Türe, die sich in jedem Augenblick wieder öffnen mußte. Die Türe öffnete sich.

Meta prangte im Kostüm. Es war bei dem Kostüm in Grau nicht geblieben. Herr Stengler verfügte über die neuesten Pariser Modelle und nach diesem Muster hatte sich Meta zu Pantalons von dunkelgrünem Samt, weißem Serge-Fäckchen und einer hellen geblühten Battisttbluse entschlossen. Um den Kragen war ein helles Saballier geschlungen.

Meta sah sehr sonnig aus. In der Hand hielt sie noch den kleinen Toilettenspiegel, der ihr vor dem Trumeau schon zur eingehenden Prüfung gedient hatte.

„Ich muß Ihnen sagen, Herr Stengler,“ sprach sie erfreut, „ich bin ganz außerordentlich zufrieden.“

Das Gesicht des Herrn Stengler verklärte sich. — „Nur meinen Sie nicht, daß der Kragen etwas zu weit ist?“ fragte Meta.

# Tom und der Kleine.

Spizze aus dem Artistenleben von Martin Behrend.

(Nachdruck verboten.)

Seit nahezu einem halben Jahre arbeitet Tom Gately als Athlet, und überall, wo er auftrat, erntete er allabendlich rauschenden Beifall. Und doch war Tom nicht zufrieden. Die hohen Lagen, die er erzielte und das nicht aufhörende wollende Beifallplätschen des vielköpfigen Publikums hatten keinen Reiz für ihn. Er sah keine Kunst in seiner Arbeit, und das machte ihn unglücklich. Das, was er dem Publikum zeigte, waren Kraftproduktionen, die ihm allerdings keiner so leicht nachmachte, aber weiter auch nichts. Es gehörte kein Ausfeilen der Tricks, keine monatelange Übung dazu. Seine herkulischen Kräfte setzten ihn in den Stand, das alles ohne Vorbereitung zu machen und das imponierte ihm nicht.

Er war Lustgymnastiker, der durch einen Unfall seines Kollegen gezwungen worden war, seine Nummer aufzugeben, und der dann, um nicht müßig zu gehen, mit athletischen Produktionen aufwartete. Diese Spielereien, wie er sie nannte, waren zu wenig gefährlich für ihn. Mit festem Boden unter den Füßen zu arbeiten, schien ihm nicht der Mühe wert. Hoch oben, unter der Kuppel des Zirkus am fliegenden Trapez mit dem Körper des Kollegen in den eisenfesten Händen von einer Seite des mächtigen Raumes zur andern schwingend, das hatte Reiz und verurteilte Freude.

Und noch vier Wochen mindestens sollte es dauern, bis sein Kollege wieder zu ihm stoßen würde; und dann erst konnte er wieder als Lustgymnastiker arbeiten. Er konnte sich vor Ungebuld kaum fassen; denn abgesehen davon, daß er große Sehnsucht nach der ihm am Herzen liegenden Arbeit hatte, wurde ihm die Trennung von seinem Kollegen auf die Dauer fast unerträglich. Den hatte er fest in sein Herz geschlossen. Dieser Kleine, zierliche Mensch, der in allem das gerade Gegenteil von ihm war, war so recht dazu angetan, von ihm verhätschelt zu werden. Es machte ihm ein unbändiges Vergnügen, wenn dieses zierliche Kerlchen, das allerdings trotz seiner geringer Größe über weit mehr als gewöhnliche Manneskraft verfügte, in Laien- oder gar in Kollegentreifen mit seinen Kraftleistungen renommierte. Bei solchen Gelegenheiten ließ der Riese den Prahlereien gewöhnlich eine Zeilang freien Lauf, bis er sie dann plötzlich durch ein lautes, dröhnendes Lachen unterbrach, den Sprecher mißsam dem Stuhl, auf dem er saß, unter den Arm nahm, und ihn unter dem Gelächter der Anwesenden im Zimmer auf und ab trug, ohne sich auch nur im Geringsten um dessen lebhafteste Proteste zu kümmern.

Aber Respekt hatte er doch vor ihm. Der „Kleine“ hatte nämlich eine leidlich gute Schulbildung genossen, was ihn in den Augen des Riesen zu etwas Stauenswürdigem machte. Man mochte fragen, was man wollte, der Kleine gab Antwort. Und da der Riese durchaus nicht in der Lage war, die Antworten auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, so hielt er das Wissen seines Kollegen einfach für unbegrenzt. Nur Fräulein Luise wußte vielleicht ebenso viel wie der Kleine; denn die war Lehrerin; ja, vielleicht wußte die noch mehr als der Kleine! Dieses junge Mädchen hatte der Athlet kennen gelernt, als er mit seinem Kollegen bei deren Mutter, als sie in G. auftrat, wohnten. Diese Frau, die Witwe eines Schullehrers, verschaffte sich einen Nebenverdienst durch Vermieten von Zimmern, und auf diese Weise waren die beiden Artisten mit ihr und ihrer Tochter bekannt geworden. Drei Monate hatten sie dort gewohnt, dann mußten sie weiter; und jetzt noch dachte der Athlet täglich, ja stündlich an sie; denn er liebte sie mit der ganzen Kraft seines Herzens. Aber es war eine entsetzungs-volle Liebe. Er konnte sich gar keine Vorstellung davon machen, daß Luise ihn wieder lieben könne. Ein so kluges, zartes Mädchen, und er, dem das Lesen und Schreiben große Schwierigkeiten machte und der aufpassen mußte, daß er einem gewöhnlichen Menschenkinde die Hand nicht zerdrückte, wenn er sie ihm schüttelte. Nein, ein solcher Mensch konnte nicht bei einem so hochstehenden Mädchen auf Gegenliebe hoffen. Der Kleine vielleicht ja; der war etwas ganz anderes als er. Aber, Gott sei Dank, der dachte gar nicht an Luise. Der war viel zu unstät, um sich überhaupt ernsthaft verlieben zu können. Bei dem traf das Sprichwort: „Andere Städtchen, andere Mädchen“ vollkommen zu. Der mußte überhaupt noch mehrere Jahre älter werden, ehe er sich die Hörner so weit abgestoßen hatte, daß er daran denken konnte, sich um ein Mädchen, wie Luise eins war, zu bewerben; und bis dahin war die schon längst verheiratet. Aber Glück hatte der Kleine bei seinem Unfall gehabt. Müßte er gerade in der Stadt zu Falle kommen, in der sie bei Luises Mutter wohnten, und nun würde er von dem lieben, guten Mädchen gepflegt. So gut hatte es Tom nie gehabt. Er war auch schon mehrere Male verunglückt. Aber nie hatte er eine solche Pflegerin gehabt, wie jetzt der Kleine. Im Hospital hatte man ihn wieder zusammengepflegt und damit hollah! Uff, müßte das eine Seligkeit sein, sich von einem so entzückenden Wesen pflegen zu lassen. Ja, ja, der Kleine, der Kleine, der konnte wohl lachen. Aber, wenn er sich doch nun bei dieser Gelegenheit in Luise verliebte und wenn diese sich nun wieder — es gab plötzlich einen Krach — Tom hatte, hingerissen von seinen Gedanken, mit der Faust auf die eichene Tischplatte geschlagen, daß diese zerplitterte.

Früher, als Tom es geglaubt hatte, war der Kleine wieder zu ihm gestoßen. Eine Depesche hatte den ersteren von der bevorstehenden Ankunft seines Partners in Kenntnis gesetzt und am anderen Tage war dieser eingetroffen, heil und gesund. Tom hatte ihn begrüßt, und gefunden, daß der Bruch vorzüglich geheilt war. „Paß auf,“ hatte er zu dem Kleinen gesagt, „die Stelle bricht nicht wieder. Darauf kannst Du fallen, so viel wie Du willst, die hält. Ich kenne das aus Erfahrung. Ist eine Bruchstelle wieder gut geheilt, dann hält sie besser als wenn sie noch nicht lädiert war.“

Mit großen Lettern stand es auf den Affischen, daß die beiden berühmten Lustgymnastiker Gebrüder Seron, nach dem Unfall des einen in den nächsten Tagen wieder im Zirkus B. auftreten würden. Überall waren diese Affischen angeschlagen und leuchteten in die Straßen hinein.

Es war nach einer harten Probe. Tom und der Kleine hatten hergegeben, was nur in ihnen war, und total erschöpft, begaben sie sich in

ihre Garderobe. Tom hatte den Kleinen abgerieben, damit er sich nicht erkälte, und nahm jetzt dieselbe Prozedur bei sich vor.

Schweigend sah Jim dem Tom seines Partners zu. Dann wendete er sich plötzlich und unvermittelt an ihn. „Du, Tom, ich habe Dir etwas zu sagen.“

„Das merke ich schon seit mehreren Tagen. Also schieße los.“

„Tom — ich habe mich verlobt.“

„Mit wem?“

„Mit Luise.“

Schwer atmend hob und senkte sich die Brust des Athleten, und die Muskeln an seinem Körper spannten sich.

„Tom, Du darfst es ihr und mir nicht übel nehmen, wir lieben uns so unsagbar.“

Ein Stöhnen kam aus Toms Brust. Jim fuhr fort: „Wie es kam, weiß ich nicht. Aber eines Tages hatte ich Luise meine Liebe gestanden, und sie hatte mich er hört. Noch am selben Tage — hörst Du mich auch, Tom — hatte Luise mir gesagt, daß sie wisse, daß Du sie liebst, und daß sie Dich sehr achtet, und daß es ihr unendlich leid getan hatte, als sie zu dieser Gewißheit gekommen war, daß sie Dich nicht wieder lieben konnte. Und grüßen soll ich Dich auch viel tausend Mal von ihr. Und ich, weißt Du, Tom — Weiter kam er nicht. Tom hatte ihn unsanft zur Seite gestoßen und war zur Tür hinaus gestürzt.“

Am anderen Morgen, kurz vor der Probe, hatte Tom sich wieder eingestellt. Er sah furchtbar aus. Aus dem eingefallenen Gesicht glühten die eingesunkenen Augen in fieberhaftem Glanze.

Jim erschraf, als er ihn sah. Er ging auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen. Tom beachtete ihn nicht, sondern machte sich zur Probe fertig.

„Tom, wollen wir heute die Probe nicht unterlassen?“

„Warum?“

„Du siehst schlecht aus.“

„Das ist nicht Deine Sache!“

Die Probe ging glatt von statten. Aber nicht ein Wort wurde zwischen den beiden Kollegen gesprochen, und schweigend gingen sie dann auseinander.

Es war kurz vor dem Auftreten der beiden. Tom saß brütend auf seinem Stuhl. Düstere Bilder jagten durch sein Gehirn: Ihn hatte Luise nicht nehmen wollen, obgleich sie wußte, daß er sie liebte. Der andere sollte sie nicht besitzen! O, wie er ihn haßte, diesen anderen. Wie er überhaupt alles, die ganze Welt und das Leben haßte. Aber nicht eher das Leben von sich werfen, bis der andere hinüber war. „Ja, ja, mein Kleiner, heute Abend wird Schluß gemacht. Erst Du und dann ich.“ So höhnte er in seinen Gedanken. „Hast keine Ahnung davon, daß Du heute Abend von der Decke des Zirkus Deinen wirklichen Salto mortale drehen wirst. Denn wenn Du, nachdem Du durch den Raum gestaut bist und meine Hände fassen willst, danach greiffst, dann gleitest Du ab; denn meine Hände sind mit Del über und über beschmiert; so sehr, daß selbst, wenn ich zugreifen wollte, mir das nicht gelänge. Es nützt wirklich nichts. Du und ich, wir brechen uns heute Abend die Hälse.“

Im Zirkus setzte die Musik ein. Gleich darauf klopfte der Regisseur an die Tür der Garderobe. „Tom und Jim, Sie müssen hinaus.“

Sie arbeiteten brillant heute Abend. Jeder Trick klappte. Zum zweiten Mal pausierten sie jetzt auf der Brücke stehend. Dann stiepen sie wieder ab, um einige Evolutionen auszuführen, worauf Jim sich in das Netz niederfallen ließ, um von dort an einem Strick in die Kuppel des Zirkus zu klettern, während Tom wieder auf seiner Brücke Posto faßte.

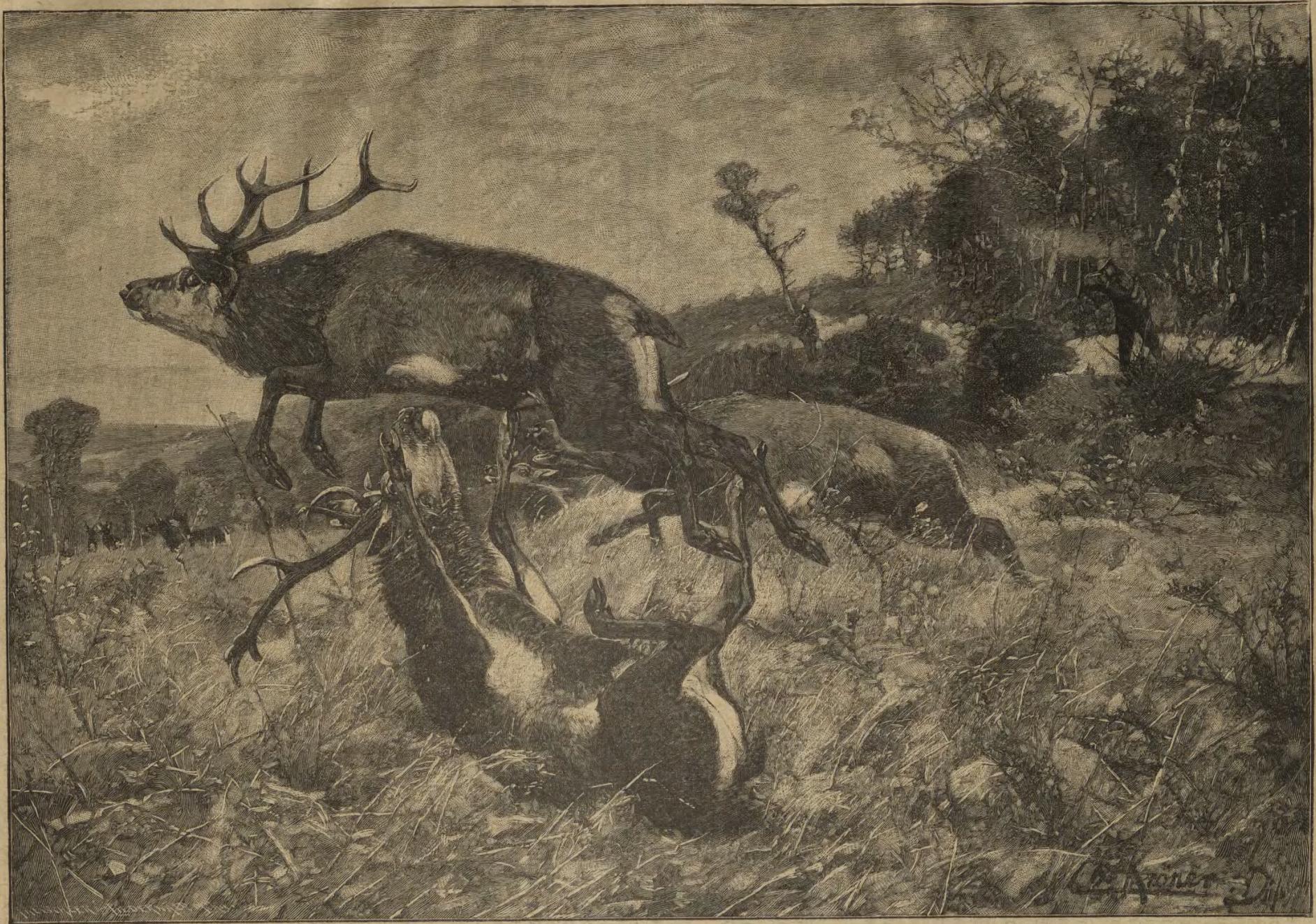
Jetzt galt es, den Plan zur Ausführung zu bringen; und während Jim, den Blick nach oben, in die Höhe kletterte, griff Tom nach dem Tuche, das, wie üblich ist, an einem Strick, der die Brücke hielt, geknotet war, und den Zweck hat, damit den Schweiß von den Händen zu trocknen, und nahm die kleine, mit Del gefüllte Flasche daraus. Ohne daß einer darauf achtete, übergoß Tom seine Hände mit der Flüssigkeit. Dann wartete er, bis Jim ihm das Zeichen zum Abstoß von der Brücke gab.

Und nun rief ihm Jim das Zeichen aus der Höhe zu. Und gleich darauf flog er durch den Raum. Der Trick, den die beiden so oft ausgeführt hatten, und den ihnen trotzdem noch niemand nachgemacht hatte, bestand darin, daß Jim sich von der Kuppel des Zirkus nach einem Salto mortale kopfüber niederlassen ließ und dann, von dem an den Füßen hängenden Tom in dem Augenblick an den Händen erfaßt wurde, in dem er an ihm vorbeisaupte. Es kam bei diesem Trick auf blickartiges Zugreifen an. Gesah das nicht, dann mußte Jim sich an dem straff gespannten Netz das Genick abstoßen.

Noch einmal sah Tom in die Höhe. Richtig, Jim sauste schon durch die Luft herunter. Nun sage der Welt ade, höhnte es in ihm. Aber un- plöglich war es ihm, als höre er aus tausenden von Röhren das Wort Mörder ihm entgegenhallen, und wie ein Rud ging es ihm durch den Körper. Sein Kleiner von ihm ermordet! Nein, nein, und tausendmal nein! Nicht Jim, nicht Jim, sein Kleiner, er wollte zu Grunde gehen! An den Händen konnte er ihn nicht packen. Dazu hatte ihm seine teuflische Idee den Weg versperrt. Aber packen wollte er ihn; fest und sicher. Und mit einem mächtigen Schwung schnellte er sich vorwärts; ein Griff, und er hatte Jim an den Weinen gepackt, deren Kniee er sich mit einem rasenden Griff auf den Brustkorb preßte.

Ein Blutstrom schoß ihm aus dem Munde, und er und Jim waren mit Blut über und über besudelt, als sie aus dem Netz, in das hinein sie in fester Umklammerung gestürzt waren, herausgehoben wurden.

Ein furchtbarer Tumult durchhallte den Zirkus. Endlich wurde es still; denn am Eingang erschien Jim und zeigte sich dem auffauchenden Publikum. Tom konnte sich allerdings nicht zeigen. Der lag in der Garderobe und hauchte seinen letzten Seufzer aus.



Ein Kernschuß. Nach dem Gemälde von Ch. Kröner.. [Photographie und Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.]

## Bankrott.

(Fortsetzung.)

Roman von M. von Rosberg.

(Nachdruck verboten.)

Entsetzt wich Hart zurück und ängstlich auf seinen Begleiter wie auf den Groom blickend, der sicher jedes Wort verstanden hatte, murmelte er: „Frau Carlton — das geht zu weit! Ich kann Ihrem Kummer viel nachsehen, aber diese —“

„Schweigen Sie,“ unterbrach ihn Nora verächtlich — „wollte Gott, die ganze Welt stände dabei! Sie waren entflohen, Herr Hart, um Ihren Raub in Sicherheit zu bringen — in Ihrem Versteck erfuhren Sie, daß Ihre Flucht und der Ruin der Bank meinen Gatten zum Selbstmord getrieben hatten und nun kamen Sie wieder zum Vorschein, heuchelten Unschuld und warfen alle Schmach und Schande auf ihn, der sich nicht mehr verteidigen konnte! So, das war es, was ich Ihnen zu sagen hatte und nun mögen Sie gehen, der Weg ist frei!“

„Frau Carlton — Sie sollen es noch bereuen, so zu mir gesprochen zu haben,“ rief Hart, bleich vor Zorn und am ganzen Leibe zitternd.

„Und wenn Sie mich auf der Stelle töteten, ich würde kein Wort bereuen oder zurücknehmen, Herr Hart — nun, weshalb gehen Sie nicht?“

„Kommen Sie, Winter — Sie hören ja, wir sind entlassen,“ sagte Hart mit einem mißlungenen Lächeln, sich an seinen jungen Begleiter wendend.

Aber der junge Mann achtete nicht auf Harts Worte. Er näherte sich Nora und sagte in ehrerbietigem Tone: „Gnädige Frau, mein Name ist Cecil Winter — ich ahnte nicht, mit wem ich hierher kam, und ich bitte Sie um Verzeihung, wenn meine Gegenwart Sie kränkte. Gott weiß, daß es unabsichtlich geschah!“

„Ich glaube Ihnen, Herr Winter, und danke Ihnen,“ versetzte Nora ernst, indem sie sich verbeugte und dann mit Yella, die an ihrem Arme hing, ins Haus schritt.

„Na, Winter — wo bleiben Sie denn?“ rief jetzt Hart, der inzwischen in das dem jungen Herrn gehörige Cabriolet gestiegen war.

„Ich fahre nicht mit,“ sagte Cecil Winter kurz, indem er dem Cabriolet und seinem Insassen den Rücken wandte und rasch die Straße hinabschritt.

Ein leises Amurren ohnmächtiger Wut ausstoßend, ergriff Hart die Zügel, aber dann besann er sich eines anderen, und absteigend, sagte er herablassend zu dem Groom: „Sie können heimfahren, Field — ich mache einen Spaziergang im Park.“

Der Groom grinste und fuhr davon und Hart verwünschte seine Unerblichkeit, die ihn Cecil Winter, den ältesten Sohn Lord Winters, nach der Carltonschen Wohnung hatte mitnehmen lassen. Er hatte geglaubt, die Familie habe das Haus bereits verlassen, und so wollte er die günstige Gelegenheit, einige besonders wertvolle Stücke der Einrichtung billig zu erwerben, nicht versäumen und schon heute ausfinden, was er morgen in der Versteigerung kaufen lassen wollte.

Der Rest des Tages verging Herrn Hart in sehr unbehaglicher Weise, Nora dagegen fühlte sich um vieles leichter und freier, seit sie ihrem Todfeind die Meinung gesagt und weit gekösteter, als sie es früher für möglich gehalten hätte, verließ sie zur festgesetzten Stunde mit Yella das Haus, um sich nach Dura zu begeben.

Wenn der Stationsvorsteher und der Portier sich vor Entzücken über Herrn Nortons Erscheinen fast auf den Kopf stellten, so waren sie beim Eintreffen anderer Passagiere um so gleichgültiger und als Nora den Portier fragte, ob keine Droschke zu haben sei, lachte er hell auf.

„Wo wollen Sie denn hin?“ fragte er dann kurz.

„Ins Amtshaus — gegenüber der Pfarre.“

„Na — da haben Sie ja kaum zehn Minuten zu gehen und das Gepäck kann Ihnen mein Packknecht mit dem Schubkarren bringen.“

Nora nickte und gab dem Mann ein kleines Trinkgeld, worauf er sich beeilte, den verheißenen Packer sofort aufzusuchen und für das Aufladen der Koffer zu sorgen. Yella an der Hand führend, ging Nora langsam durch die ihr wohlbekanntesten Heckenwege und Wiesenpfade — seitdem sie sich verheiratet hatte, war sie nur selten wieder nach Dura gekommen, aber es schien sich hier wenig verändert zu haben, nur schien es ihr, als habe Dura früher einen heiteren Eindruck gemacht, aber freilich hatte sie es auch damals nicht durch einen schwarzen Kreppheller angesehen!“

Yella dagegen war selig, als sie die Weisen voller Blumen, die Weißdornhecken und die fruchtbaren Ackerbreiten erblickte. Hier und da tauchte in der Ferne ein rotes Ziegeldach auf, leichte Rauchwölkchen ringelten sich aus den Schornsteinen empor in die Luft und alles in allem fand die Kleine es hier viel hübscher als in der St. Marienstraße.

„Mama — weshalb ist wohl niemand gekommen, um uns abzuholen?“ fragte sie nach langem Schweigen. „Fred und Clärchen hätten uns doch willkommen heißen können — ich hätte es gewiß ge-

tan, wenn sie zu uns gekommen wären — wir sind ja miteinander verwandt. Wo ist denn das Haus, wo wir wohnen werden, Mama? Ach — sieh doch, Mama, da sind Häuser und sogar Läden — ein Kramladen, ein Konditor, sogar eine Leihbibliothek — ich dachte, Dura sei ein Dorf! Kennst Du noch Leute, die hier wohnen, Mama? Ich hoffe, es gibt einige Mädchen in meinem Alter hier!“

Als Nora auf alle diese Fragen und Bemerkungen keine Antwort hatte — sie war in Gedanken versunken, so daß sie gar nicht hörte, daß Yella überhaupt sprach — verstummte auch die Kleine allmählich und ihr bisher so heiteres Gesichtchen verdüsterte sich.

Endlich blieb die Mutter vor einem geräumigen Hause stehen und sagte tief aufatmend: „Hier werden wir wohnen, Yella!“

Ziemlich enttäuscht blickte die Kleine umher; sie hatte erwartet, ein ephemerkranktes kleines Haus zu sehen, aber das vielsfenstrige, kahle Gebäude entsprach durchaus nicht ihren Erwartungen. Es war durch eine Reihe alter Lindenbäume von der Landstraße getrennt; an der Haustür stand eine alte Frau, welche mit dem Packer, der die Koffer gebracht hatte, unterhandelte. Sie knixte vor Nora und der Kleinen; leichtfüßig sprang Yella die Stufen hinauf, die zur Haustüre führten und hier stehen bleibend, rief sie lustig: „So, Mama — ich war zuerst hier und so heiße ich Dich willkommen.“

Nora fuhr mit der Hand über die Augen und folgte der Alten in das zur ebenen Erde gelegene fünfsterige große Wohnzimmer. Es war spärlich möbliert und machte infolgedessen einen etwas kahlen Eindruck. Durchaus nicht im Einklang mit der sonstigen bescheidenen Einrichtung aber stand ein hochleganter, offenbar neuer Flügel und mit einem Jubelruf begrüßte Yella das Instrument.

„Sieh, Mama — ein Flügel — nun kann ich Musikstunden haben,“ jagte sie strahlenden Blickes.

Nora hatte unterdessen ein auf dem Flügel liegendes Blatt geöffnet — es enthielt einige Zeilen Doktor Trachs und die Bitte, Nora möge ihm gestatten, Yella das Instrument zur Fortsetzung ihrer Studien zu schenken — Herr Haller freute sich schon darauf, Yella unterrichten zu dürfen.

Seuchten Auges faltete Nora das Billet wieder zusammen und dann bemühte sie sich, Yellas Interesse an der neuen Umgebung zu teilen. Neben dem großen Gemach, durch eine Tür mit demselben verbunden, befand sich noch ein kleineres Gemach, zum Wohnzimmer bestimmt, denn es enthielt ein spindelbeiniges Buffet, einen großen Eßtisch, ein Ledersofa und hochlehnlige alte Eichenstühle. Ein geräumiger Gang schied das Parterre in zwei Teile — auf jeder Seite befanden sich zwei Zimmer und nach dem Garten hinausgehend je eine kleine Küche; wie Brigitte Nora mitteilte, war früher nur eine Küche vorhanden gewesen, aber jetzt hatte „der Herr“ aus einem leeren Kämmerchen eine zweite Küche herrichten lassen.

Im oberen Stockwerk befanden sich sechs geräumige Zimmer, von welchen vier als Schlafzimmer eingerichtet und zwei völlig leer standen — zu jeder Wohnung gehörten zwei Schlafzimmer.

Nachdem die Neuangekommenen alles besichtigt hatten, erklärte Yella, sie sei hungrig und mit Brigittes Hilfe wurde in der Küche ein Feuer angezündet, um Tee zu bereiten. Nora hatte sich mit einer kleinen Quantität von Vorräten versehen und es kam etwas wie Behagen über sie, als sie bald nachher mit Yella an dem nett gedeckten Tisch saß und die erste Mahlzeit im neuen Heim genoß.

Räderrollen rief Yella ans Fenster; in einem eleganten offenen Wagen fuhr Herr Norton vorbei und neben Herrn Norton saß der junge Herr, der sich neulich in Herrn Harts Begleitung befunden und sich Nora als Cecil Winter vorgestellt hatte.

Die Ankunft von Fremden bildet stets ein Ereignis an kleinen Orten und da es in Dura noch Leute gab, welche Nora als Mädchen dort im Hause ihres Oheims gesehen und gekannt hatten, erregte ihr Eintreffen ganz besonderes Interesse. Carltons trauriges Schicksal war in Dura so gut wie anderswo bekannt und die dies Schicksal behandelnden Zeitungsartikel hatten, wie überall, so auch hier sehr verschiedene Beurteilung gefunden. Einzelne Herren aus der City, die gleich Tom Norton ihre Villen in Dura besaßen, besprachen am Tage nach Noras Eintreffen dortselbst die „böse Geschichte“ nochmals, während sie mit dem Frühlug ins Geschäft führten und einer bemerkte achselzuckend: „In Geschäftssachen war Guy Carlton so unerfahren, wie ein unmündiges Kind und einen solchen Mann einem geriebenen Patron wie Hart überantworten, war kein Freundschaftsstück.“

„Carlton hätte seiner Kunst treu bleiben sollen,“ äußerte ein Zweiter, „mich soll's wundern, ob Norton sich jetzt nicht Vorwürfe macht, — ich möchte nicht an seiner Stelle sein.“

„Und ich möchte wissen,“ sagte ein Dritter bedeutsam, „ob Tom Norton nicht seine ganz bestimmten Gründe hatte, Carlton in den

Bankposten einzuschicken, während er sich selbst von dem Institut zurückzog."

"In der Tat — das erscheint mir auch sehr wahrscheinlich," nickte der erste Sprecher und dann vertieften sich die drei Herren in ihre Zeitungen.

Auch in dem Moras Wohnung gegenüberliegenden Pfarrhaus ward die Ankunft Frau Moras besprochen: „ich werde Frau Carlton sehr bald besuchen, Georg," sagte die kleine, freundliche Pfarrfrau zu ihrem Gatten, als sie mit den Kindern beim Frühstück saßen; „sie sah so traurig aus, als sie gestern ankam. Ich wollte, wir könnten ihr in irgend einer Weise Erleichterung verschaffen, — die Arme tut mir gar zu leid."

"Auch mir," nickte der Pfarrer, „mich erstaunt es nur, daß sie gerade hierher nach Dura kam, noch mehr freilich wundert es mich, daß Herr Norton die Stirn hatte, ihr die Wohnung drüben anzubieten. Vielleicht tut er es aus Rache, um ihr zu zeigen, wie gut sie es hätte haben können, wenn sie ihn genommen hätte."

"Georg, sei vorsichtig — laß die Kinder dergleichen nicht hören," warnte Frau Dolton.

"Bah — alle Welt weiß, daß sie ihn abmies — wie bitter muß es für sie sein, jetzt dem Abgewiesenen eine Zufluchtsstätte zu verdanken."

"Ach, sie hatte wohl keine Wahl," sagte die Pfarrerin mitleidig. „Wahrscheinlich nicht," bestätigte Herr Dolton, „ich will nur hoffen, daß es nicht der Einfluß seiner Gattin war, der den armen Carlton dazu brachte, den Posten anzunehmen — Ihr Frauen strebt stets nach Reichtum und Glanz."

Frau Dolton war sich bewußt, diesen Vorwurf nicht zu verdienen — wer einen armen Landgeistlichen heiratet, wie sie es getan, verzichtet von vornherein auf Reichtum und Glanz — doch hielt sie es für klüger, die Erörterung nicht weiter auszuspinnen.

Auch am Nortonschen Frühstückstisch, der auf der Veranda stand und sehr reich besetzt war, an welchem etliche Logiergäste teilnahmen, ward von Nora gesprochen, und als der Bankier sich erhob, um zur Bahn zu gehen, äußerte er gleichmütig: „Was meinst Du, Clara — ob wir Nora besuchen, bevor ich zur Stadt fahre?"

"So früh, Tom — wo denkst Du hin — wir würden Deine Cousine nur stören."

"Bah — bei Verwandten nimmt man es nicht so genau."

"Bitte — ich möchte nicht, daß Deine Cousine mich für rücksichtslos hält — ich werde sie heute nachmittag auffuchen."

"Schön — ich spreche jetzt auf einen Augenblick bei ihr vor," bemerkte der Bankier nachlässig, indem er sich entfernte.

Während Tom Norton dem Altstüberhause zuschritt, dachte er mit Behagen darüber nach, wie albern doch Nora gewesen sei, als sie seine Hand ausschlug. Anstatt jetzt dank seiner Güte in dem bescheidenen Hause zu wohnen, konnte sie Herrin in seinem Schloßchen sein — ob ihr der Vergleich nicht auch in den Sinn kam? Es schmeichelte dem Bankier, die Anzahl derer, die von seiner Güte abhingen, um eine Familie zu vermehren — sorgte er doch für den alten Diener des Onkels, für die alte Brigitte, die seine Wärterin gewesen war und nun noch für die Gallers und die Carltons — er war wirklich ein guter Mensch, das durfte er sich selbst gestehen! —

Nora war nach einer in stärkendem Schlafe verbrachten Nacht zu dem Entschlusse gekommen, ihren Kummer nach Kräften in ihrem Herzen zu bewahren und sich zu bemühen, Yella das ohnehin so traurig veränderte Leben nicht noch mehr zu verdüstern. Sie sollte sich die Spannkraft der Jugend erhalten und das konnte sie nur, wenn auch ihre Mutter ihr Teil dazu tat.

Infolge dieses Entschlusses hatte Nora selbst mehr Lebensmut und als Herr Norton jetzt vorschlug, fand er Mutter und Tochter emsig damit beschäftigt, die Blumen, die Yella nach dem Frühstück im Garten gepflegt, in einer altmodischen, auf dem Raminusins stehenden Schale zu ordnen. Auch das kahle Zimmer hatte schon gewonnen; auf dem Tischchen am Fenster lag eine Näharbeit — das leere Büchergestell hatte Yellas Bücher und Notizen aufgenommen und über dem Sofa hingen die Bilder von Moras Eltern und ein reizendes kleines Delbild von Yella, welches Carlton gemalt, als sein Töchterchen zwei Jahre alt gewesen, — er war ja kein Porträtmaler gewesen, aber in diesem Falle hatte die Liebe seinen Pinsel geführt, und das Resultat war ein äußerst günstiges.

"Ach — schon fleißig," nickte Norton mit gönnerhafter Miene, nachdem er Mutter und Tochter begrüßt hatte; „wie behaglich es hier aussieht, Nora — wirklich ganz nobel. Du sollst sehen, Du wirst Dich hier wohl fühlen, Nora — die Leute wissen, daß Du meine Cousine bist, und so werden sie es an Rücksicht und freundlichem Entgegenkommen nicht fehlen lassen — Tom Nortons Verwandte dürfen überall auf Höflichkeit und Wohlwollen rechnen."

"Bitte, mache Dir unsertwegen keine Mühe, Tom," sagte Nora ernst; „ich verlange nur nach Ruhe, nicht nach Höflichkeiten."

"Na — Du mußt aber doch zugeben, daß Höflichkeit angenehmer ist, wie Unhöflichkeit," fiel Norton der jungen Frau ins Wort; „Clara wird Euch heute nachmittag besuchen," fuhr er dann wichtig fort, „sie meinte, sie würde stören, wenn sie so früh käme."

Na, Ihr Damen habt ja andere Ansichten über dergleichen wie ich zum Beispiel — ich fürchtete, Du würdest mich für unhöflich halten, wenn ich am ersten Tage hier vorüberginge, ohne Euch guten Tag zu sagen."

Nora schwieg — sie mochte ihm nicht sagen, wie gern sie auf seinen Besuch verzichtet hätte.

"Ich hoffe, daß Ihr Euch stets an mich wenden werdet, wenn Ihr Wünsche habt, die zu erfüllen in meiner Macht stehen," sagte der „feinfühilige" Vetter nach einer Weile mit selbstzufriedener Miene; „nicht wahr, Yella, Du wirst mir es sagen, wenn Mama dies oder jenes braucht — ich bin ja zum Glück in der Lage, vielen helfen zu können. Aber jetzt muß ich fort. — Adieu, auf baldiges Wiedersehen." — — —

Am Nachmittag erschien Frau Clara in Begleitung ihrer Kinder und des jungen Herrn Cecil Winter im Altstüberhause, und der Jüngling hätte kaum geglaubt, daß die stille, ruhige, am Fenster sitzende junge Frau dieselbe sei, die vor kaum zwei Tagen Herrn Hart so energisch entgegengetreten war.

Nora ging es ähnlich — erst als Frau Clara den jungen Mann als den ältesten Sohn Lord Winters vorstellte und hinzufügte, er sei für kurze Zeit ihr Gast, entsann sich die junge Frau des früheren Zusammentreffens, und sie mußte es dem Jüngling dank, daß er desselben gegen seine Wirtin offenbar nicht erwähnt hatte.

Frau Clara benahm sich weit feiner als ihr Gatte, und als sie Nora fragte, ob sie ihr das Leben in Dura in irgend einer Weise erleichtern könne, klang wirkliche Teilnahme aus dem Ton, aber Nora dankte kurz und dann schlug sie vor, in den Garten zu gehen — dort sei es wundervoll frisch und lustig.

Während Frau Clara sich mit Yella und ihren Kindern unterhielt und sie auf einige besonders hübsche Gebüschgruppen aufmerksam machte, trat Cecil Winter zu Nora und sagte hastig: „Gnädige Frau, ich wollte Ihnen nur sagen, daß es nicht meine Schuld war, wenn ich mich in Herrn Harts Gesellschaft befand, und daß es nie wieder geschehen wird! Und nicht wahr — wenn ich Ihnen früher oder später irgend einen Dienst leisten kann, werden Sie mir gestatten, es zu tun."

"Gern, Herr Winter," nickte Nora gerührt; als Cecil sich jetzt zu der Jugend begab, äußerte Frau Clara, welche die kleine Szene beobachtet hatte, ohne die Worte verstehen zu können, ausholend gegen Nora: „Ich mußte gar nicht, daß Du Herrn Winter kanntest, Nora — er hat etwas romantische Ideen."

"Ich bin nur einmal mit dem jungen Mann zusammengetroffen," sagte Nora gleichgültig, „und die Familie ist mir völlig fremd."

"Ach — um die Familie steht es leider nicht glänzend," bemerkte Frau Clara in bedauerndem Ton, „durch den Bankerott haben sie fast alles verloren, und dadurch sind die Aussichten des ältesten Sohnes traurig verändert worden."

Frau Clara glaubte sich sehr „zartfühlend" ausgedrückt zu haben, als sie einfach vom „Bankerott" sprach, ohne hinzuzufügen „der Winterschen Bank", daß Nora aber so tat, als berühre dieser Bankerott sie in keiner Weise, fand sie doch fast zu stark.

Auch bei der Jugend floß die Unterhaltung nicht gleichmäßig dahin. Clärchen bemerkte wie selbstverständlich, um auf dem Lande zu wohnen, müsse man Wagen und Pferde haben und fragte dann Yella, ob sie nicht auch dieser Meinung sei.

"Nein," entgegnete die Kleine gleichmütig, „Mama und ich sind gern aufs Land gezogen, obgleich wir viel zu arm sind, um Wagen und Pferde zu halten."

"Auch wir sind arm," warf Cecil Winter hin, „und wir haben unsere Wagen und Pferde verkaufen müssen, aber deshalb fühlen wir uns doch nicht unglücklich — es kann nicht jeder so reich sein, wie Herr Norton," schloß er lächelnd.

"Wenn man der Sohn eines Lords ist, hat man viele Vorzüge, die andere entbehren müssen," bemerkte Clärchen weise, „ich denke, ich werde einmal einen Edelmann heiraten — ich schwärme für Titel."

Bald darauf mahnte Frau Clara zum Aufbruch und Nora sagte tief aufatmend, daß sie heute wohl keine weiteren Besuche erwarten dürfe — eine Annahme, die ihr entschieden tröstlich erschien.

(Fortsetzung folgt.)

### ✻ Unsere Bilder. ✻

Ein Kernschuß ist es, den der glückliche Jäger soeben abgefeuert, denn der aufs Blatt getroffene Kronenhirsch bricht im Feuer zusammen und wenn das Weidmannsheil dem Schützen winkt, gelingt ihm auch noch der zweite, eben angetragene Schuß auf den anderen Zwölfer! Den echten Weidmann packt beim Beschauen unseres heutigen Jagdbildes wohl das Hirschfieber an; „Der Kerl hat Glück," denkt er, „so ein Anlauf, gleich zwei starke Hirsche im Rudel, eine Doublette auf jagbare Hirsche, na, wenn mir so ein Glück blühen würde!" — Es kommt allerdings nicht oft vor, aber hin und wieder doch und der berühmte Jagdmaler Ch. Kröner hat den herrlichen Moment packend genug dargestellt.

Die Elisabeth-Brücke in Budapest. Mitte Oktober wurde in Budapest die neuerbaute Elisabeth-Kettenbrücke, die mit ihrer Spannweite von 290 Meter die größte Kettenbrücke Europas mit einer Öffnung darstellt, dem Verkehr übergeben. Ihre Längenabmessung von Brückenkopf zu Brückenkopf beträgt 374 Meter, wozu noch die Entfernung von der Verankerung zu den nahe dem Ufer gelegenen, aus Eisen konstruierten, 52 Meter hohen Pfeilern im Ausmaße von 45,7 Meter kommt. Ueber die horizontal liegenden kolossalen Bolzen, die in diesen befestigt sind, laufen zwei übereinanderhängende Ketten mit je 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Meter langen Gliedern, aus 21 Platten zusammengesetzt. Zwei gewaltige Gitterwerke ziehen als Versteigungsbalken parallel mit der Brückenbahn unter den Ketten durch, und sind mit diesen durch Zugstangen verbunden. Die Verkehrswege sind in gewöhnlicher Weise angeordnet, indem zwischen den beiden Trottoirs für Fußgänger die breite Fahrbahn läuft. Ein bereits weit überschrittenes Kostenpräliminare von elf Millionen Kronen war für die Brücke bewilligt, zu der 110 000 Meterzentner Eisen verbraucht wurden, wovon allein 44 000 auf die Ketten entfallen. Mit der Ausführung des genialen Planes sollten ursprünglich englische Ingenieure betraut werden, bis sich die ungarische Regierung im Jahre 1898 entschloß, den Bau der Brücke durch die eigene Sektion im Handelsministerium ausführen zu lassen und mit Ausnahme des Granits nur ungarische Materialien zu verwenden, nur ungarische Arbeitskräfte anzustellen. Unser Bild zeigt die von vier ungewöhnlich hohen Türmen flankierte Brücke, an deren Ausschmückung noch gearbeitet wird. Ministerialrat Szefelius entwarf den Plan, die technischen Räte Szanto und Nagy standen ihm in der Ausführung zur Seite, und nach einer glänzend bestandenen Belastungsprobe konnte die Brücke dem Verkehr übergeben werden, der sich immer mächtiger in der ungarischen Hauptstadt entfaltet.

### ☞ Gemeinnütziges. ☞

**Zitronen-Mehlspeise.** Ein halber Liter Weißwein wird zum Kochen gebracht, worauf man so viel geriebenes Mundbrod hinzurührt, bis ein sehr steifer Brei entsteht, den man, sobald er gehörig ausgequollen ist, vom Feuer nimmt und heiß mit 250 Gr. Butter, 250 Gramm Zucker, der auf Zucker abgeriebenen Schale nebst dem Saft von 4 Zitronen und einem Kaffeelöffel voll Zimmt verrührt. Wenn die Masse ausgekühlt ist, mischt man noch 10 Eidotter und den Schnee der Eiweiße hinzu, füllt alles in eine butterbestrichene Form, läßt die Speise bei mäßiger Hitze dreiviertel Stunden lang backen und gibt sie dann sofort in der Form zu Tisch, indem man sie bloß mit Zucker bestreicht.

**Rohhaare zu reinigen.** Die Rohhaare werden aus den Matratzen herausgenommen, in kaltem Wasser zur Entfernung des größten Staubes hin und hergeschwenkt und in siedendes Sodawasser eingelegt. Darin bleiben sie so lange, bis sie anfangen sich zu kräuseln. Sie werden hierauf zum Ablaufen auf ein Sieb gebracht, später mit der Hand ausgedrückt und unter öfterem Wenden auf einer Papier- oder Lächerunterlage in der Sonne getrocknet. Einzelne zusammengeballte Haare sind auseinander zu zupfen.

### ☞ Lustiges. ☞

#### Alles umsonst.

Der Herr Hauptmann richtet seine Kompanie und gewahrt, daß eine Nase über die Front herausragt. „Feldwebel,“ ruft er, „wie heißt der Kerl da mit der großen Nase?“

Feldwebel: „Müller, Herr Hauptmann!“

Hauptmann: „Feldwebel, stecken Sie den Kerl ins zweite Glied!“

Feldwebel: „Steht schon drin, Herr Hauptmann!“

#### Merkwürdig.

Kapellmeister (zu den Musikern einer Vereinstapelle, welche während des Marschierens schlecht spielen): „I woach nö, was Des habts! Wanns stehts, so gehts — wanns gehts, so gehts nö!“

#### Guter Rat.

Student: „Sie haben mich beleidigt, mein Herr. Ich fordere Sie hiermit auf Pistolen, mein Name ist von Wollbrüch.“

„Da kaufen Sie sich man erst ne Jagdkarte, bevor Sie auf mich schießen wollen, mein Name ist Hase.“

#### Zwiegespräch zweier Dienstmädchen.

Kieze: „Na Justen, wie gefällt Dir Dein neuer Herr?“  
Juste: „Kann ich noch nich sagen, bis jetzt war die Madam noch nich alleine fortgegangen.“

#### Der Kunstausdruck.



Junge Dame: „Sehen Sie mal dort den hübschen Marine-Offizier, Herr Professor. Was der für einen gefunden, frischen Teint besitzt.“

Professor der Malkunst: „Merzdings, gnädiges Fräulein. Der Herr sieht sehr nachgedunkelt aus.“

#### Begründeter Einwand.

Pfarrer: „Ja, Hiesel, muß denn wirklich alle Sonntag geraust sein, könnt ihr denn dieses nicht unterlassen?“

Hiesel: „Ja, wann solln wir denn eigenli raffn, unter der Woch han mer ja loa Zeit.“

#### Einfälle.

Steinreiche Leute können blutarm sein.

#### Anhänglich.

Richter: „Angeklagter, Sie sind zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Haben Sie noch etwas zu bemerken?“

Angeklagter (der seine Strafen bisher immer in seiner Heimat abgesehen): „Ich möcht bitten, daß ich ins Zuchthaus in meiner Heimat komm — der dortige Herr Direktor is n guter Befanuter von mir!“

#### Auch eine Krankheit.

Student: „Zum Ruduck, ist mir schlecht zu Mutel!“

Wirtin: „Soll ich den Doktor holen lassen?“

Student: „Ja, glauben Sie, daß mir der was pumpt?“

### ☞ Nachtsch.

#### 1. Bilderräsel.



#### 2. Aufgabe.

a	a	a	a	a	a	a	a	a
b	c	c	e	d	e	e	g	h
h	h	h	i	j	k	l	m	m
n	n	n	o	p	r	r	r	r
r	s	s	s	s	t	t	u	w

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine Stadt im östlichen Rußland, 2. eine Krankheit, 3. einen Steinsarg, 4. einen berühmten Maler, 5. eine Landschaft in Deutsch-Ost-Afrika. — Die Buchstaben in den fettgedruckten Feldern sollen einen bekanntes Bauwerk in Spanien nennen.

#### 3. Rätsel.

Von horn gelesen — sechs hinieden,  
Und zwar beim Land der Pyramiden;  
Willst Du es umgekehrt erblicken,  
Muß ich in den Olymp Dich schicken.

#### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer:

- Im Stat liegen Pit- und Karo-Zehn. Vorhand hat: Kreuz- und Bil-Bube, Kreuz-Dame, Neun, Bil-As, Dame, Coeur-Dame, Neun, Karo-As, König, Mittelhand den Rest. Spiel: 1. Kreuz-Bube, Karo-Bube, As. 2. Kreuz-Neun, As, Sieben. 3. Kreuz-König, Zehn, Dame (+ 17). 4. Bil-König, Dame, Sieben (+ 7). 5. Pit-Neun, As, As. 6. Coeur-Neun, As, Sieben. 7. Coeur-König, Zehn, Dame (+ 17). Der Stat mit 20 Augen dazu, macht 61 Augen.
- Eisenbein.
- Netius, Nemann, Leonidas, Zenobia, Beresina, Misanthropie, Traviata, Catania, Maleitven.
- Paß, Part.